



Tatjana
Böhme-Mehner

Warten auf den Vater

*Erinnerungen
an
Ibrahim Böhme*

EUROPAVERLAG

Ich bin zufrieden jedenfalls mit meinem Spielsoldaten. Mein Vater pocht bei einem seiner Besuche dennoch aufs Prinzip und übt Kritik an dem Soldaten im Spielregal, der ja ohnehin eher eine Trophäe ist, als dass man irgendwie mit ihm spielen könnte. Mit einem einzelnen unbewaffneten Soldaten kann man keine Kriege führen. Irgendwann fristet er ein weniger einsames Dasein zwischen den zahllosen Hartgummicowboys und -indianern, die auch bewaffnet auf dem Bord sitzen dürfen. Man erklärt mir recht früh im Leben, dass Winnetou und Old Shatterhand Fiktionen sind, dass Karl May überhaupt nie im Wilden Westen war. Meiner Begeisterung tut das zwar keinen Abbruch, aber meine Bildung stößt bei meinen Freunden nicht immer unbedingt auf Gegenliebe.



Jeder hat zwei Eltern. Ich auch. Meine Mutter kenne ich sehr gut – und sie mich auch. Bei meinem Vater ist es immer genau anders gewesen. Wir kennen uns nicht wirklich, auch wenn jeder mit Sicherheit ein recht klares Bild vom anderen hat. Wahrscheinlich sollte das in meinem Falle wenigstens ein Wunschbild sein. Aber so richtig ist es das nicht. Dazu bin ich wohl ein zu nüchterner Beobachter ...

Trotzdem treffe ich zwangsläufig auf Menschen, die meine Eltern kennen. Viele kennen zumindest ein Elternteil. Die meisten, denen ich regelmäßig begegne, eher meine Mutter. Das sind jene, bei denen sich Begrüßung, Bekanntschaft oder Wiedersehen auf irgendeine Floskel mit Bezug auf meinen aktuellen Wachstumsstand beschränkt. Ganz konventionell und kreativ nur, wenn es nach Überschreitung der Altersgrenze von 20 Jahren angewendet wird – so im Sinne von »Du bist ja fast größer als die Mutti«. Unser Größenunterschied beträgt zu dem Zeitpunkt seit mindestens vier Jahren elf Zentimeter, um die ich meine Mutter überrage.

Einige Menschen kennen aber auch meine beiden Eltern. Die meisten davon leben anscheinend in Greiz. Hier begegnet mir immer wieder dieser forschende Blick, der nach Ähnlichkeiten sucht. Für das Kind ist es seltsam. Irgendwann mit dem Erwachsenwerden wird das amüsant.



Meine Mutter ist in der SED. Wie eine ganze Menge der Eltern meiner Mitschüler, die in der SED oder einer der Blockparteien sind. Das ist völlig normal. Es vereinfacht das Leben ungemein, spielt aber im Alltagsbewusstsein kaum eine Rolle. Es ist für uns Kinder eigentlich kein Thema. Wenn ich heute, wo ich im Westen des Landes lebe, versuche, Menschen, die gar keine Ahnung von jenem Lebensgefühl haben, zu erklären, wie man sich das mit den vielen Parteimitgliedern in der DDR vorstellen muss, gebrauche ich gern den Vergleich mit diversen deutschen Vereinen, in denen man Mitglied ist, um mitmachen zu dürfen – auf Turnieren oder so –, und in denen man sich dann mehr oder weniger

engagiert und die am Leben gehalten werden von einer kleinen Gruppe, die das aus Überzeugung tut. Dass sich diese Gruppe wiederum aus zwei Splittergruppen zusammensetzt, ist wohl nur zu menschlich – die einen setzen sich wirklich für irgendein soziales Ziel ein, die anderen ziehen aus der Gemeinschaft ihren persönlichen Vorteil. Das ist systemunabhängig. Ich würde meine Mutter zu keiner dieser Gruppen wirklich zählen. Als sie in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre in diese Partei eintritt, tun das viele, weil da scheinbar ein frischer Wind zu wehen beginnt; man glaubt, etwas verändern zu können. Damals bürgt mein Vater für sie, der wenig später im Umfeld der Biermann-Affäre aus der SED ausgeschlossen wird. Ob das eine oder das andere in meiner Vita irgendwann eine Rolle spielt, kann ich nicht sagen. Bewusst wird mir der absurde Zusammenhang erst, als es diese Partei längst nicht mehr gibt.

Wie fast alle meiner Schulkameraden trete ich in der ersten Klasse in die Pionierorganisation ein, bekomme feierlich mein blaues Halstuch verliehen; in der vierten Klasse werde ich Thälmann-Pionier und bekomme ein rotes. Wir sind Kinder, und unter uns ist das vor allem eines – Zeichen des Größerwerdens. In die FDJ – die Freie Deutsche Jugend, staatliche Jugendorganisation – treten wir kurz vor der Wende auch noch ein. Mit irgendeiner Überzeugung hat das recht wenig zu tun; es gehört zur Schülerlaufbahn. Vielleicht ist der Fehler des DDR-Bürgers jener nur allzu menschliche, nicht zu hinterfragen. In der Grundschulzeit kenne ich persönlich niemanden, für den das Tragen des Halstuchs wirklich eine politische Bedeutung hat. Außer vielleicht die Pfarrerskinder, die nicht in die Pionierorganisation eingetreten sind. Eine der Töchter des Gemeindepfarrers ist in der Parallelklasse. Vielmehr bringt das Halstuch die Schwierigkeit mit sich, dass man den »Pionierknoten« beherrschen muss, der gewaltige Symbolkraft besitzt. Das Halstuch binden, das ist nicht einfach so gemacht, schließlich ist das kein Schal oder Schlips. Man muss es zunächst einschlagen. Dann dürfen die beiden Zipfel keinesfalls gleich lang sein, der Knoten muss von vorn geschlossen erscheinen, und die Zipfel müssen fast schon waagrecht nach den beiden Seiten abstehen. Das ist eindeutig nichts für meine motorischen Fähigkeiten. Doch irgendwie schaffe ich es mit der Zeit doch, dieses Dreieckstuch zu binden. Die Schleife auf den Schuhen habe ich zum Kindergartenabschluss ja auch irgendwann hingekriegt. Meine Mutter hat unglaubliche Energie darauf verwandt. Klettverschluss gab es noch nicht.

* * *

Ich bin elf Jahre alt und werde mich auf eine sechswöchige Abenteuerreise begeben, glaube ich zumindest voller Vorfreude. Das hier soll eine Auszeichnung sein, eine Belohnung für gute Leistungen – natürlich vor allem in der Schule. Das ist das erste und weitest reichende Missverständnis. Meine Mutter prophezeit den Horror, ich will die Reise in die Pionierrepublik trotzdem. Der Knacks ist nachhaltig, denn natürlich sind sechs Wochen Räteschulung nichts für ein Einzelkind und Einzelenkelkind, das Oper und Operette liebt und dämlich genug ist, sich das Einzelbett gegenüber den beiden Doppelstockbetten im

Fünferzimmer andrehen zu lassen. Heute sage ich, dass die Entscheidung für die Unterbringung in Fünferzimmern System hatte. Spätestens als mich meine Mitbewohnerinnen in meinem eigenen Schrank einsperrten, bekomme ich das zu spüren.

Meine Mutter genießt die Kur, die sie sich für die Zeit, in der ich nicht da bin, hat verschreiben lassen. Irgendwann ist Elternbesuchstag – meine Mutter hat eine Studienfreundin, die in diesem Riesenbetrieb Pionierrepublik arbeitet, deshalb haben wir mehr Zeit für uns als andere ... Sie redet nicht um den heißen Brei herum: Sie hat mir gleich abgeraten. Also Zähne zusammenbeißen und durch. Einen Großteil der sechs Wochen kämpfe ich mit den Tränen – nicht immer sonderlich erfolgreich. Was mir hier passiert, ist selten politisch, aber immer durchaus persönlich. Hatte Wilhelm Pieck bei Übergabe der Pionierrepublik an die Adressaten gesagt: »Das ist hier eure Republik, die gehört ganz und gar euch, den jungen Pionieren!«, so ist es in der Tat so, dass hier unter sehr jungen Teenagern in bemerkenswertem Maße das Recht des Stärkeren gilt, und wenn doch einmal ein Erwachsener – in der Regel sind das die Pionierleiter, die die Gruppen betreuen – einschreitet, bestätigt er mehr oder weniger klar auch nur die auf diesem Recht basierende Gruppendynamik. Dass ich im Schrank sitze, ist die logische Konsequenz, und dass meine Mutter mir weitgehend das vorausgesagt hat, für meine Abnabelung nicht förderlich. Während die Post allgemein von Pionier zu Pionier ausgeteilt wird, hole ich die ein oder zwei Briefe meines Vaters direkt im Pionierleiterbüro ab. Ich hinterfrage das nicht einmal. Längst nicht mehr ... Dass sie bei mir nicht in geschlossenem Zustand ankommen würden, hat er gewusst – das ist hier schließlich angekündigtes Prinzip. Wir sind minderjährig; entsprechend unpersönlich ist auch der Inhalt. Er gratuliert mir und wünscht mir, dass ich hier viele Erfahrungen sammle. Weil die Briefe spät ankommen, bezogen auf die Dauer meines Aufenthaltes, lese ich sie vielleicht mit der gleichen Ironie, mit der sie vermutlich geschrieben sind. Auch sechs Wochen gehen zu Ende, interessanterweise hat das Ganze bei mir wohl komplett seine Wirkung verfehlt. Im Gegenteil: Für mich ist es das erste Mal, dass ich grundsätzlich an einem System zweifle, das ein solches pädagogisches Konzept jungen Menschen angedeihen lässt. Erst als ich viele Jahre später etwas mehr über die Kinderheimvergangenheit meines Vaters erfahre und er die eine oder andere Andeutung macht, Erinnerungen vorsichtig in das Gespräch einfließen lässt, frage ich mich, ob die besagten Briefe nicht geladen waren mit unterdrückten Emotionen.

* * *

Wie viele in meiner Klasse gehe ich zur Christenlehre. Dass ich im Kinderchor der Kirche genauso wie im Schulchor singe, stört niemanden. Warum auch? Das hat mein Mann Jahre zuvor in einer anderen ostdeutschen Provinz nicht wesentlich anders erlebt, nur auf musikalisch-handwerklich höherem Niveau. Ich bin nicht getauft. Das hat keine politischen Ursachen. Meine Eltern wollten mir die Entscheidung überlassen. Wir haben das mit unserem 2000 geborenen Sohn in einer freiheitlichen Demokratie nicht anders gemacht. Es ist schließlich am wenigsten eine Glaubensfrage, als ich der Kirche nicht beitrete, vielmehr

das Dilemma meiner Generation, sich in Gewissensdingen mit Haut und Haar verkaufen zu sollen. Es ist das Gleiche mit Parteien – ich sympathisiere. Mich überwinden und eintreten? Das ist für mich unvorstellbar. Trotzdem sind es christlich abendländische Werte, mit denen ich aufgewachsen bin. In jenem Teil Thüringens bedeutet Kirche fast automatisch evangelisch-lutherisch.

Wir sind in der Provinz: In der Kirche wird nicht anders als beim Pioniernachmittag gebastelt, gemalt, gesungen. Ironie des Schicksals – vom Gemeinderaum, in dem die Kirchenkinderchorproben stattfinden, kann ich unseren Klassenraum sehen und umgekehrt. Die Grundschule steht dem Gemeindehaus gegenüber. In der Provinz gibt es da nicht wirklich konkurrierende Mächte. Hinterfragt wird weder das eine noch das andere.



Unser Briefkasten ist das achte Fach in einer Briefkastenreihe vor dem Postgebäude, ca. 200 Meter die Hauptstraße entlang. Allerdings muss ich diese überqueren, um an die ersehnten Neuigkeiten zu kommen. Einer der ersten Wege, die ich schon als Kindergartenkind souverän meistere. Ich liebe es, Post zu bekommen. Später habe ich mehr als nur eine Brieffreundschaft mit gleichaltrigen Pionieren in der Sowjetunion. Man tauscht Briefmarken, Vexierbildchen und Abziehbilder, daneben Sätze, die zeigen, was man im Sprachunterricht gelernt hat. Ich mag Russisch. Überhaupt – Fremdsprachen sind für mich Ventil meiner Neugier. Und ich lerne sie leicht. Eines der wenigen Dinge, die mich mit meinem Vater wirklich verbinden. Der weiß mich sogar mit Vietnamesisch zu verblüffen.

Einstweilen ziehe ich Tageszeitungen aus dem Briefkasten und die *Wochenpost*, die *NBI*, anfangs für mich den »Bummi«, später den »Mischa«. Beides sind Bären, die jeweils Maskottchen einer Kinderzeitschrift sind. Mit *Bummi* wächst wohl fast jedes Vorschulkind im Osten auf; *Mischa* ist schon ein gewisses Privileg. Das Hochglanzmagazin aus der Sowjetunion ist ein Produkt der Öffnung, die in diesem Land weit vor jener in der DDR einsetzt. Das Heft ist nicht nur bunter, sondern auch irgendwie anspruchsvoller, kreativer – faszinierend anders eben. Es erscheint in erstaunlich vielen Übersetzungen – auch auf Deutsch. Und natürlich ist in dem engen Postfach auch das, worauf ich am meisten warte: nämlich Post ...

Von meinem Vater kommen in der Regel Postkarten, wie man jene schmucklosen Pappkärtchen mit vorgedruckter Briefmarke zum Portopreis nennt; sie finden oft Verwendung in einem Land, in dem man dem Postgeheimnis eh nicht traut, oder Ansichtskarten – oft mit Stadtansichten von DDR-Bezirksstädten, meistens Neustrelitz, später auch Berlin. Es ist nicht oft der Fall, dass mir dieses »Lebenszeichen« (wie er es nennt) aus dem Zeitungsstapel entgegenfällt. Und außerdem: Wie wohl nahezu jedes Kind finde ich die Bilder langweilig. Was er schreibt, kann ich schon lesen, bevor ich lesen kann. Er grüßt »aus dem Norden« – von Triptis aus gesehen ist innerhalb der DDR nahezu alles Norden. Er ist beschäftigt, kann nicht bei uns sein, ist dafür wenigstens »in Gedanken« bei uns, hofft, dass es einer Reihe von Menschen, die uns umgeben und die er

alle aufzählt – wohl um die Karte zu füllen –, gut geht, und schließt immer mit derselben Grußformel: »Immer Euer Manfred«. Ich lerne schnell, dem mit einer gewissen Ironie zu begegnen. Ironie macht weniger verletzlich. Ich glaube, mein Vater weiß das selbst sehr gut.

Manchmal schreibt er Briefe – direkt an mich adressiert. Ihr Inhalt hat nicht viel mit mir zu tun – oberflächlich liebe Worte, die gelegentlich auf die eine oder andere Botschaft von mir eingehen. Mit einer zeitlichen Verzögerung, dass das kindliche Interesse längst zu anderen Dingen übergewechselt ist. Und ich bin in meinen Ambitionen eigentlich eher hartnäckig, verglichen mit Gleichaltrigen.

Ansonsten – Aufforderungen, schön fleißig und lieb zu allen zu sein, mit denen ich zusammenlebe. Dann, je nach Platz auf Karte oder Briefbogen, Grüße, die ich Menschen bestellen soll, die er in Triptis kennt: meiner Mutter natürlich und meinen Großeltern, aber auch diversen Nennanten und -onkeln und, und, und. Hierzulande ist es für Kinder üblich, quasi alle Erwachsenen, die man ob näherer Bekanntschaft nicht siezt, als Tante oder Onkel anzusprechen. Das mit dem Siezen beherrsche ich sehr früh in Perfektion – zur Zufriedenheit übrigens beider Eltern. Ich empfinde es selbst bereits im Kindergartenalter als äußerst unangenehm, wenn Gleichaltrige Erwachsene mit »Herr« oder »Frau« ansprechen und gleichzeitig duzen. Leider begegnet mir das sehr oft.

Ob ich die weitläufigen postalischen Grüße meines Vaters je weitergegeben habe? Ich kann mich nicht erinnern. Vielleicht in bestimmten Fällen, um mich auf die Post zu berufen, mit der er mich tatsächlich bedacht hat. Als triumphierender Beweis gewissermaßen für seine stete Existenz. Vielleicht auch eher nicht, denn es ist schon peinlich, wenn man nicht mehr voneinander weiß, als in diesen Briefen steht. Und auf die Frage: »Was schreibt er denn, was macht er denn, wann kommt er denn wieder einmal?«, hätte ich wohl immer auch gefasst sein müssen.

Dass er diese Briefe so schreibt, weil er weiß, dass wir nie allein sind in unserer Korrespondenz, begreife ich erst viel später. Ich lese ohne Leidenschaft und schreibe ihm trotzdem begeistert – ganz normale Briefe, in denen steht, was ein Kind im völlig durchschnittlichen DDR-Alltag beschäftigt. Später erfahre ich, dass sich diese Briefe teils in seinem Nachlass befinden, der bei der Robert-Havemann-Stiftung lagert. Er hat sie aufgehoben ... Ich die seinen nicht ...

* * *

Ich bekomme gern Post. Und ich schreibe gern Briefe. Eine der stabilsten Brieffreundschaften, die ich pflege, ist zugleich die sonderbarste. Die Greizer Nennante ist älter als meine Großmutter. Sie tauscht mit mir verrückte Ideen und gibt mir einen Eindruck von ihrem unerschütterlichen christlichen Glauben. Und sie ist eine gute Freundin meines Vaters. Als sie mir schreibt, ich möge so geduldig auf meinen Vater warten wie der Engel auf der Vorderseite der selbst gebastelten Karte, werden meine Schreiben kürzer und seltener ...